

ro
ro
ro

Kristina
Möninge

WAS

WIR SEHEN,
WENN WIR
LIEBEN

ROMAN





Kristina Moninger

**Was wir sehen, wenn wir
lieben**

Roman

Über dieses Buch

Die Welt hat sich ohne dich weitergedreht – nur dein Herz kann sich erinnern.

Teresa kennt sich nicht mehr aus in ihrem Leben. Gerade noch hat sie sich mit Herzklopfen von Henry verabschiedet, da wacht sie nach einem schweren Sturz im Krankenhaus auf. Die Diagnose: Gedächtnisverlust. Fünf Jahre sollen seit dem Date mit Henry vergangen sein, doch Teresa erinnert sich an nichts. Wieso wohnt sie nicht mehr mit ihrer Schwester zusammen? Was wurde aus ihrem Tattoostudio? Wer ist der nackte Mann in ihrem Bad? Und vor allem: Wo ist Henry?

Teresa muss Ordnung in das Chaos ihres Lebens bringen. Und sie muss Henry wiederfinden. Aber kann es überhaupt eine zweite Chance für ihre Liebe geben – nach allem, was in den letzten Jahren passiert ist?

Vita

Kristina Moninger wurde 1985 in Würzburg geboren und hat ihre Kindheit in einem kleinen Dorf auf dem Land verbracht, in dem sie auch heute noch mit ihrem Mann und ihren Zwillingen lebt. Nach einer kaufmännischen Ausbildung hat sie ein Übersetzerstudium abgeschlossen. Ihre größte Leidenschaft jedoch gehört dem Schreiben. Sie hat bereits erfolgreich mehrere Romane veröffentlicht und eine große Fangemeinde aufgebaut. Findet man sie nicht am Schreibtisch, dann sehr wahrscheinlich hinter einem Buch oder mit Familie und Hund in der Natur.

Für meine Schwestern – ich liebe euch!

Vielleicht ist das Leben eine Zwiebel.

Es brennt in den Augen, hat viele verschiedene Schichten,
und manchmal ist es schwer verdaulich.

Prolog

Manchmal geschieht etwas völlig Unerwartetes und setzt eine Kettenreaktion in Gang, die das ganze Leben verändert. Eine einzige Sekunde reicht dann aus, um einen unscheinbaren Augenblick zu einem Herzensmoment werden zu lassen. So wie in dieser Sekunde, in dieser unscheinbaren Straße in einer Münchner Wohngegend, an einem unbedeutenden Junitag.

Es ist diese Sekunde, in der ich den Blick von meinem Schlüsselbund löse und mich noch ärgere, dass ich die kurzen Jeans ohne Taschen trage. Der Moment, in dem ich in sein Gesicht sehe. Und zwar genau auf diesen kleinen Punkt in seiner Pupille, von dem ich gar nicht wusste, wie sehr ich ihn vermisst hatte.

Dabei waren mir gerade eben noch total unwichtige Dinge durch den Kopf gegangen: ob ich das schwarze Kleid aus dem Vintage-Shop wirklich kaufen soll, ob wir noch genug Obst zu Hause haben und wann ich heute eigentlich in der Uni sein muss. Da steht er plötzlich vor mir. Henry. Einfach so.

Sofort flüchten alle Gedanken aus meinem Kopf, als wären sie Zugvögel und viel zu spät dran, sich in den Süden aufzumachen. Kurz wirkt Henry wie aus der Zeit gefallen. Nicht, weil er noch genauso aussieht wie früher, sondern weil

sein Anblick immer noch so vertraut scheint, als hätten wir uns gestern erst gesehen.

Noch bevor ich etwas sagen kann, schaue ich auf seine Füße, vielleicht weil ich sehen muss, dass er da wirklich steht und nicht wie eine Fata Morgana vor mir schwebt. Aber seine für einen Mann erstaunlich gut gepflegten Zehen sind fest verankert in schwarzen Birkenstocktretern, die bequem sein sollen und doch aussehen, als hätte man den großen Zeh gewaltsam vom Fuß gespreizt und zur Einsamkeit verdammt.

Es ist nicht etwa so, dass mir der Rest zwischen Pupille und Zeh nicht auffällt. Da ist viel dazwischen. Ein ganzer, hochgewachsener Männerkörper. Und trotzdem immer noch ein wenig Junge.

Dann ist da dieses Lächeln, das mich fast rot werden lässt, obwohl seine Lippen meine nie berührt haben. Und die dichten, aber akkurat geschwungenen Brauen unter einer glatten, gebräunten Stirn und eine schwungvolle Welle braunen Haars, das einen dazu verlocken will, mit den Fingern hindurchzufahren. Sein Körper unter dem schlichten Shirt sieht gar nicht so schlicht aus, und ich kann mir mühelos vorstellen, dass er viel trainiert hat in diesen lächerlichen drei bis vier Jahren, in denen wir uns nicht mehr gesehen haben.

«Teresa?»

Er steckt den Bügel seiner Sonnenbrille lässig am Kragen seines Shirts fest.

Wieder einmal muss ich feststellen, dass ich zwar anderen problemlos Farbe mit einer Nadel unter die Haut stechen kann,

aber kein Mann jemals wirklich unter meine Oberfläche gedrungen ist und mein Herz berührt hat. So sehr ich mir das auch gewünscht hätte. Vielleicht ist Henry der Grund dafür. Vielleicht auch nicht.

«Henry Bayer!», antworte ich mit einem Ausrufezeichen und einer kurzen Pause zwischen Vor- und Nachnamen. So als wären die beiden wie seine Zehen durch ein Stück Leder getrennt.

«Wie lange ist das her?», sagt Henry und zwingt mich, mit der Zwiesprache in meinem Kopf aufzuhören. Nicht mehr jeden meiner Gedanken innerlich an ihn zu adressieren.

Ich will «zu lange» antworten und denke gleichzeitig «nicht lange genug». Stattdessen grinse ich unbeholfen, und meine Stimme klingt, wie immer, wenn ich aufgeregt bin, noch tiefer als sonst: «Gut siehst du aus.»

Das ist wenigstens die ganze Wahrheit.

«Was machst du hier?», will er wissen und kommt noch ein Stück näher. Ein Motorrad röhrt um die Ecke, und ein Kind schreit, weil es mit den Knien auf dem Pflaster gelandet ist. Eine seltsame Hintergrundmusik für einen Moment, der irgendwie mehr nach Geigen verlangt.

«Ich wohne um die Ecke», antworte ich. «Bin gerade auf dem Weg zu meinem Auto.»

Er nickt, legt den Kopf etwas schief und schaut dann auf meine Hände. Nervös streiche ich mit der Linken, in der ich immer noch die Schlüssel halte, über meinen Pony, tue so, als

müssten die Fransen dringend glatt gestrichen werden. *Ruhig, Brauner.*

«Bist du unter die Handwerker gegangen?» Er lächelt und deutet auf meine andere Hand.

Ich schaue nach unten, sehe aber statt der roten Zange in meiner Rechten nur seine nackten Beine, die in dunklen Shorts stecken.

«Handwerker? Ach so, wegen der Zange. Nein, die brauche ich für mein Auto.»

«Ah.» Er lacht laut. Es macht immer noch warm, dieses Lachen, und legt sich wie eine Heizdecke um meinen Körper, trotzdem bekomme ich eine Gänsehaut.

«Ja. Ich habe da ein kleines Problem mit der Schaltung, und die alte Zange hat gestern den Geist aufgegeben.» Ich spüre, wie da dieses breite Lächeln an meinen Lippen knabbert und mich bittet, es doch einfach zuzulassen. Warum auch nicht? Wenn nicht für Henry Bayer, für wen dann?

«Was machst du hier?», frage ich und gebe dem Lächeln ungehindert nach.

«Ich besuche einen Freund.» Er deutet mit der Hand in die Richtung der frisch sanierten Gebäudereihe in meinem Rücken.

«Wohnst du wieder hier?», erkundige ich mich.

Er nickt. «Seit kurzem. War vorher ein paar Jahre in Stuttgart.»

Das erklärt, warum ich ihn so lange nicht mehr gesehen habe. Aber so ist das eben – Menschen verschwinden. Das passiert. Sie ziehen weg, man sieht sie nie wieder. Nur dass

Henry nie ganz verschwunden ist. Nicht aus meinem Kopf und auch nicht aus meinem Herzen, obwohl meine Künstlerinnenmutter seit Jahrzehnten daran arbeitet, die Romantik in mir durch Surrealismus zu ersetzen.

«Was macht denn Celine?», fragt Henry weiter. «Wie geht es ihr? Ich habe schon ewig nichts mehr von ihr gehört.»

«Gut», antworte ich knapp, nicht, weil ich nicht über meine Schwester sprechen will, sondern weil es schwierig ist, zu erklären, wie es Celine in den letzten Jahren ergangen ist. «Momentan ist sie für ein paar Wochen auf einem Bauernhof in der Uckermark.» Dass der Biohof Teil ihrer Reha ist, will ich ihm nicht auf die Nase binden.

«Oh, Mann, das passt so zu ihr. Richte ihr schöne Grüße aus!» Er strahlt mich an. «Echt Wahnsinn, dass wir uns so zufällig treffen. Aber sag mal, wo hast du das kleine Mädchen gelassen, das immer an Celines Tür gelauscht hat?»

Er zwinkert, und ich zucke innerlich zusammen. Erinnere mich an all die peinlichen Momente aus einer Zeit, in der ich Henry mehr oder weniger heimlich angehimmelt habe. Daran, wie ich wirklich oft ein Ohr an die Tür zu Celines Zimmer gelegt habe, um zu hören, ob ihr bester Freund Henry vielleicht von mir spricht (tat er nicht). Und daran, dass er mich auf dem Balkon meiner Tante beim Sonnenbaden erwischt hat (oben ohne) und – noch schlimmer – an seinen Kommentar dazu: «Nur gut, dass du noch nichts verstecken brauchst.»

Heute muss ich mich eigentlich nicht verstecken, klein fühle ich mich dennoch.

Weil ich nicht antworte, die Luft gibt nicht genug Sauerstoff dafür her, sagt Henry: «Was machst du denn jetzt so?»

Ich will tief einatmen, die Zunge auf den Boden legen und die Hände lässig in die nicht vorhandenen Hosentaschen stecken, als er mir das ungesagte Wort abschneidet.

«Warte!» Er hebt die Hand. «Ich hab eigentlich überhaupt keine Zeit gerade, um ehrlich zu sein. Aber ... wir könnten uns ja mal auf einen Kaffee treffen.»

«Ja, sicher, klar. Warum nicht», antworte ich schnell, zu schnell. «Würde mich freuen», füge ich auch noch etwas zu eifrig hinzu.

Er lächelt wieder. Dieses Henry-Bayer-Lächeln, das aus meinem selbstbewussten, erwachsenen Ich wieder das Teenagermädchen macht, das immer ein bisschen zu schräg angezogen gewesen war, ein absichtlicher Underdog, der sich der Masse nicht hatte fügen wollen und der dennoch bis über beide Ohren in den Schulliebling verliebt gewesen war. Den Kumpel meiner Schwester, der mir bestenfalls freundschaftlich über den Kopf gewuschelt hat. *Mann, Henry, meine Haare.*

Ich strecke den Rücken durch und ein wenig die Brüste raus, immerhin habe ich jetzt welche. «Wie wäre es Ende der Woche?»

«Warum nicht», erwidert er lächelnd. «Sehr gern.»

Jetzt bloß das Angebot nicht vage auf der Straße stehen lassen. «Kennst du das *Zweinachviertel*?» Ich widerstehe nur mit Mühe dem Drang, meine Hände an die Wangen zu drücken,

in der Hoffnung, dass meine immer kalten Finger meine viel zu heißen Wangen ein wenig kühlen könnten.

«Ja.» Er nickt.

«Also Freitag? Um drei im *Zweinachviertel*?», schlage ich vor.

«Das klingt super!»

Er berührt mich leicht an der Schulter, und als er schon fast an mir vorbeigegangen ist, dreht er sich noch einmal um.

«Teresa ...» Mein Name klingt aus seinem Mund, als wäre er ein Geheimnis. «Was für eine Schönheit du geworden bist.»

Jetzt sagt mein breites Lächeln: *Siehst du, Teresa, für solche Momente bist du gemacht.* Und ich spüre, wie meine Wangen noch wärmer und noch kribbeliger werden. Eine Farbveränderung wie ein Pinselstrich übers Gesicht.

Was für eine Schönheit *du* schon immer warst, will ich sagen, schlucke die Worte aber herunter. Einmal, zweimal. Das muss reichen.

«Schön, dich getroffen zu haben, Henry.»

Er grinst erneut und geht dann weiter. Aber er dreht sich noch ein weiteres Mal um. Nach einer gefühlten Ewigkeit, während der ich schon wieder die Luft angehalten hatte. An einem bis dahin unspektakulären Junitag, in einer unscheinbaren Straße in einer beliebigen Münchner Wohngegend. Ein Herzensmoment.

Kapitel 1

Fünf Jahre später

«Können Sie uns hören?»

Es ist weich und warm hier. Ich will gar nicht weg. Ich will bleiben. Für immer, oder zumindest noch für eine ganze Weile. Aber sie schubsen mich, drängen mich und sind nicht bereit nachzugeben – diese Stimmen, die ich nicht kenne.

Ich liege im Wasser, und die Sonne scheint mir auf den Bauch, ich will meine Augen nicht öffnen. Aber jedes Mal, wenn jemand sagt «Hören Sie mich?», blinzele ich automatisch. Dann wird es kälter. Das Licht wirkt plötzlich hart und verliert so viel von seinem Glanz, es ist dann einfach nur noch grell.

Ich will nicht, aber sie sind stärker. Ihre Worte sind wie Köder, ausgeworfen für einen Fisch, der es eigentlich besser weiß und trotzdem zuschnappt. Einfach, weil der Köder echt sein könnte. Die Stimmen zerren jetzt an mir, und ich kann mich nicht mehr widersetzen. Sie wollen unbedingt, dass ich aus dem Wasser komme, so sehr ich mich auch dagegen wehre.

«Wie heißen Sie?»

Mir ist schlecht. So schlecht. Ich möchte mich übergeben. Ich habe das Wasser verlassen, und das war keine gute Idee.

«Fische sterben auf dem Trockenen. Nicht, weil sie keine Luft bekommen, sondern weil ihre Kiemenlamellen austrocknen und der Gasaustausch zu stark abnimmt. Eigentlich erstickt der Fisch also doch.»

Er hat so ein schönes Lachen, der Mann, der das gerade sagt. Und ich stimme ein in dieses Lachen.

«Sie heißen also Frau Fisch?», sagt eine andere Stimme. Die klingt deutlich unangenehmer.

Vielleicht habe ich das mit dem Fisch laut gesagt? Ich weiß nicht einmal mehr, woher ich das Wissen habe. Dafür weiß ich jetzt, dass das viel zu grelle Licht aus einer Taschenlampe kommt, die mir fies in die Augen leuchtet.

«Können Sie mir noch einmal Ihren vollständigen Namen sagen, Frau Fisch?»

«Teresa», krächze ich. «Ich heiße Teresa Kempf.»

«Sehr gut», lobt der Mann und nimmt die Taschenlampe weg. Er hält einen Personalausweis hoch und nickt. Offenbar weiß er nun, dass ich wirklich ich bin.

Jetzt, da mir das Licht nicht mehr in die Augen leuchtet, kann ich ihn auch sehen. Er ist um die vierzig, trägt Sanitärkleidung, hat dicke Augenbrauen und ein nettes Lächeln.

«Danke», sagt er.

«Wofür?», frage ich.

«Für das Kompliment.»

Schwierig, wenn man seine Gedanken unbeabsichtigt ausspricht.

«Sie können aber keine Gedanken lesen?», frage ich sicherheitshalber.

«Nein.» Er zeigt beim Lächeln schiefe Zähne, und ich konzentriere mich sehr, das jetzt nicht laut zu sagen.

Seltsamerweise fühle ich mich ein wenig beschwipst. Was Unsinn ist, ich trinke so gut wie nie Alkohol und schon gar nicht am helllichten Tag. Wobei ich feststellen muss, dass um mich herum dunkle Nacht herrscht. Und mir ist auf einmal kalt, obwohl ich in diese komische Goldfolie gewickelt bin.

«Keine Sorge, es ist normal, dass Sie etwas verwirrt sind», sagt der Sanitäter. «Sie waren kurze Zeit bewusstlos.»

«Kurze Zeit?», antworte ich. «Es war doch gerade noch hell.»

Irritiert schaue ich mich um, aber viel ist nicht zu sehen. Ich liege in einem Rettungswagen auf einer Pritsche, und offenbar hat es geregnet, denn auf den Scheiben perlt Wasser. Seltsam, für heute war doch gar kein Regen gemeldet. Außerdem riecht es komisch hier. Nach Urin – ich hoffe sehr, dass es nicht mein eigener ist. Und nach Marihuana. Und auch ein wenig nach Zigarettenrauch.

Für einen winzigen Moment ist der andere Mann wieder da. Der, dessen Stimme so weich klingt und dessen Namen ich vergessen habe.

«Du bist also wieder hier?», sage ich.

Wie schön, wie unglaublich schön, dass du wieder da bist, hätte ich beinahe hinzugefügt. Es ist schwer, diesem Ansturm von Gefühlen standzuhalten und nicht alles sofort in Worte zu verpacken.

«Ich bin wieder hier. Und du bist zum Glück auch da.»

«Es wird bald wieder hell», sagt der Mann, der mir etwas realer erscheint als der, der sich immer wieder in meine Gedanken mischt.

Hinter dem Sanitäter taucht jetzt eine dunkelblonde Frau auf, die ihm die Hände auf die Schultern legt. «Na, ist sie wieder da?»

«Ich war ja gar nicht weg», antworte ich.

«Schlagfertiges Persönchen», erklärt der Mann und dreht sich zu seiner Kollegin um, als wäre ich wirklich nicht da.

Ich will gerade protestieren, da fällt mir ein seltsames Detail auf. Auf meiner linken Hand, die wie ein Fremdkörper aus der Golddecke hervorragt, steht etwas. Hastig reiße ich die Hand hoch, wobei die Knisterfolie zur Seite rutscht, und starre auf den Buchstaben auf meinem Handrücken. Es ist ein verschlungenes C, das vom Gelenk bis zu den Fingerknöcheln reicht. Schnell spucke ich mir in die andere Hand und reibe über den Buchstaben. Aber er geht nicht weg. Das muss sehr hartnäckiger Filzstift sein. Ich hasse es, dass Sophie das immer noch macht. Als wären wir Kinder und ich wieder im Schulbus eingeschlafen.

«Das geht nicht weg», sagt die Frau und wirft ihrem Kollegen einen seltsamen Blick zu. «Das ist eine Tätowierung.»

«Ich weiß, was eine Tätowierung ist», erwidere ich. «Ich mache Tätowierungen. Das ist mein Beruf. Aber die hier, die gehört nicht zu mir.»

«Na ja, wir haben Ihnen keinen neuen Arm angeschraubt, also gehört sie wohl doch zu Ihnen.» Sie klingt gereizt. «Wir bringen Sie jetzt ins Krankenhaus, und dann machen wir ein paar Tests, um zu sehen, ob Sie Ihren kleinen Unfall hier gut überstanden haben.»

«Ich hatte einen Unfall?» Natürlich. Es muss ja einen Grund geben, dass wir hier im Krankenwagen plaudern. Um die blöde Bemalung an meiner Hand kann ich mich auch später noch kümmern.

Bevor ich eine Antwort erhalte, wird mir bewusst, was ich anhabe. Ein fast bauchfreies Top und kurze Jeansshorts. Und dass ich damit zum ersten Mal in meinem Leben ein schlimmeres Outfit trage als meine Mutter.

«Darf ich die Alufolie behalten?», frage ich, weil ich schon wieder vergessen habe, was ich eigentlich wissen wollte.

«Meine Mutter würde sie lieben. Die macht sich daraus glatt ein Kleid.»

«Das ist metallisierte Plastikfolie», sagt die Frau und schaut wieder so komisch.

Klugscheißerin.

Das hab ich nicht laut gesagt. Ganz sicher nicht.

«Sie wissen also, wer Ihre Mutter ist?», fragt sie jetzt und runzelt die Nase.

«Glauben Sie mir, die könnte niemand vergessen», antworte ich, bekomme aber keinen Lacher dafür.

«Welches Jahr haben wir?», fragt sie vollkommen unvermittelt. Es wird immer dämlicher.

«2014», sage ich, woraufhin sie guckt, als hätte ich gerade behauptet, wir befänden uns in den Achtzigern, noch vor dem Mauerfall. «Was ist denn überhaupt passiert?» Ich versuche, mich auf der Liege nach oben zu drücken, um zu sehen, ob ich noch immer in der Römerstraße bin. Allerdings kann ich von meiner Position aus gar nichts sehen. Und wo ist eigentlich meine Zange? Ohne die Zange kriege ich den ersten Gang in der Möhre nie rein. Ich brauche das Ding, zumal es ja schon die Ersatzzange ist.

Bevor ich erneut fragen kann, sagt der Mann mit dem netten Lachen und den schiefen Zähnen: «Sie kamen aus der Diskothek.» Die Art, wie er *Diskothek* sagt, als wäre das eine ansteckende Autoimmunkrankheit, bringt mich zum Schmunzeln. «Und dann sind Sie die Treppe hinuntergestürzt. Wir haben den Verdacht, dass Sie ... unter dem Einfluss von Betäubungsmitteln stehen und möglicherweise ...»

Das ergibt alles keinen Sinn. Ich schüttele den Kopf und bereue es sofort. Der Schmerz fährt in meinen Schädel und rasiert messerscharf über meinen Verstand.

«Moment, wie soll ich denn jetzt schon irgendetwas eingeworfen haben, ich bin ja gerade erst aufgewacht!», widerspreche ich und verziehe gepeinigt das Gesicht.

«Vorher!», wirft die Frau dazwischen. «Sie sind in der Diskothek gewesen und kamen angetrunken oder unter Drogeneinfluss heraus und sind die Treppe zur U-Bahn hinuntergestürzt.»

Drogen? Haben die sie noch alle? Ich stemme mich erneut hoch und drehe meinen Brummschädel vorsichtig nach hinten, und auf einmal weiß ich, wo ich bin. Da drüben liegt das *Harry Klein*. Ich war noch nie drinnen, habe aber schon davorgestanden. Und dort geht es zur U-Bahn hinunter. Wenn ich nach rechts schaue, sehe ich das Gebäude, in dem der Burger King und die Spielothek beheimatet sind. Ich bin in der Nähe vom Stachus.

«War ich im *Harry Klein*?»

Was nicht sein kann. Warum sollte ich mitten am Tag in einen Elektroclub gehen? Warum sollte ich überhaupt in einen Elektroclub gehen. Ich mag die Musik nicht mal besonders.

Die Frau nickt.

«Oh, cool. Da wollte ich schon lange mal hin», sage ich mit einer Ironie, die keinen der beiden zu einer Reaktion veranlasst.

Beunruhigend ist allerdings vielmehr, dass ich mich nicht daran erinnere, dort gewesen zu sein. Das ist der Moment, in dem bei mir zum ersten Mal, seit man mir in die Augen geleuchtet hat, so etwas wie Angst aufkommt. Ich habe

offensichtlich einen Filmriss. Erinnerere mich nicht, wie ich hierhergekommen bin, was ich hier gemacht habe und warum ich die Treppen runtergefallen sein soll. Ich stand doch eben noch mit Henry auf der Straße. In Schwabing. Nicht am Stachus.

Auf einmal ist die Kälte vergessen. Alles in mir wird warm, glüht, und in meinem Innern keimt eine Panik, die es mir schwer macht, ruhig zu atmen. Wenn ich nicht aufpasse, muss ich mich gleich übergeben.

Der Sanitäter scheint das zu bemerken. Er reicht mir eine Tüte. «Wir nehmen Sie jetzt mit in die Uniklinik und verständigen Ihre Angehörigen. Wohnen Sie mit jemandem zusammen?»

Ich nicke, die Tüte unters Kinn geklemmt, schlucke und schaffe es dann zu sagen: «Mit meiner zweitältesten Schwester. Sophie Kempf. Aber kann ich nicht einfach gleich nach Hause?»

Er schüttelt entschieden den Kopf und reicht mir ein Handy. *Sein* Handy. Ich besitze nämlich kein iPhone und schon gar nicht so eins. Es sieht so neu aus, als wäre es noch gar nicht geboren. Flach wie eine Flunder, grau und schick. Sehr schick. Meines ist ein altes Samsung, das sich ständig aufhängt und dessen Display ein breiter Riss ziert.

«Äh, ich glaube nicht, dass Sie die Nummer meiner Schwester haben.» Ich nehme die Tüte herunter und lege sie auf die Folie.

«Das ist Ihr Handy!»

«Kann nicht sein.»

«Es war in Ihrer Hosentasche.»

Ich finde es ein wenig seltsam, dass er mir das Handy aus der Hosentasche gezogen hat, auch wenn ich wohl bewusstlos war. Mein Handy ist es trotzdem nicht.

«Versuchen Sie doch mal, es zu entsperren», sagt die Sanitäterin. Nicht unfreundlich, aber schon etwas ungeduldig.

Ihr zuliebe nehme ich es in die Hand und versuche, die Zahlen einzutippen. Aber das Handy ist ja an. Es wartet nur auf eine Entsperrung, und ich verstehe nicht, warum auf einmal ein Fingerscanner auftaucht. Das ist mir unheimlich. Ich will es zurückgeben. Es muss sich um ein Missverständnis handeln. Oder die beiden hier wollen mir aus welchen Gründen auch immer meine Fingerabdrücke entlocken.

«Mit dem Daumen entsperren», klärt mich die Frau auf.
«Versuchen Sie es.»

Das muss ein Trick sein, um an meine Fingerabdrücke zu kommen. Ganz bestimmt.

«Mach ich nicht. Kann ich nicht ein anderes Handy benutzen? Ihres?»

Sie schüttelt den Kopf. Aber der Sanitäter seufzt, greift in seine Tasche und entsperrt tatsächlich mit dem Daumen sein eigenes Handy.

Ich versuche, mich an Sophies Nummer zu erinnern, und es gelingt mir sogar. Ich wähle, aber es dauert sehr lange, bis jemand abnimmt. Und dieser jemand ist nicht Sophie.

«Hartmann», meldete sich eine fremde Frauenstimme.

«Ist Sophie da?»

«Jibt et hier nich», antwortete die Frau. «Ick kann Ihnen aber den Johnny geben.»

«Äh, nein danke.»

Ich lege schnell auf.

«Falsche Nummer oder verwählt», sage ich zu dem Sanitäter und beiße mir auf die Lippe.

«Wie heißt Ihre Schwester?», fragt er und nimmt sein Handy wieder an sich.

«Sophie Kempf.»

Er greift nach dem Handy, das meins sein soll, und drückt meinen Daumen auf das Display.

«Hey!», protestiere ich. Was für eine Unverschämtheit! Aber tatsächlich leuchtet das Display jetzt auf, und ich sehe ein Bild von Celine auf dem Bildschirm. Das Handy ist also wirklich meins. Ich zucke mit den Achseln, weil ich nicht weiß, was ich sonst tun soll.

Eine Weile scrollt er auf dem Display und sieht mich schließlich triumphierend an. «Da haben wir sie ja!»

Er beginnt zu telefonieren, ich kann aber nicht hören, was er sagt, weil in diesem Moment eine Sirene losplärrt. Ich hoffe, dass es nicht noch einen Krankenwagen meinetwegen gibt.

Mit zunehmender Verzweiflung suche ich in meinem Hirn nach Erinnerungen. Warum war ich im *Harry Klein*? Und warum offensichtlich auch noch alleine? Warum wollte ich U-Bahn fahren, wenn ich doch die Möhre habe? Wie kann es überhaupt sein, dass mir ein paar Stunden meines Lebens fehlen und ich keine Ahnung habe, wie ich sie verbracht habe?

Ich ziehe die Goldfolie wieder zurecht und erschrecke erneut beim Anblick meines Eddingtattoos. Irgendjemand muss sich einen sehr üblen Scherz mit mir erlaubt oder – noch schlimmer – mich betäubt und in diese Klamotten gesteckt haben. Auch ohne auf das Größenschild geschaut zu haben, weiß ich, dass die Jeansshorts ziemlich schmal sind. *Ich* bin ziemlich schmal. Um nicht zu sagen dürr. Dabei war ich noch nie dürr. In meinem ganzen Leben nicht. Ich habe Rundungen, an vielen Stellen, und ich habe Brüste. Aber die sind in den letzten Stunden wohl auch abhandengekommen. Alles an mir fühlt sich fremd an. Nichts ist so, wie ich es kenne. Ich bekomme Angst. Richtige Angst. Auf meiner Stirn bildet sich kalter Schweiß, und ich spüre, wie meine Hände zu zittern beginnen. Hastig taste ich nach meinen Haaren. Vielleicht habe ich keine Haare mehr! Warum mir dieser seltsame Gedanke kommt und warum er mich so sehr in Aufruhr versetzt, dass ich plötzlich nicht mehr richtig atmen kann, weiß ich nicht. Nur dass es irgendwie unheimlich wichtig ist, dass ich Haare habe.

Puh. Ich habe welche. Sogar ziemlich lange. Aber mein Pony ist weg. Wie kann es sein, dass mein Pony fehlt? Ich trage Pony, seit ich denken kann.

Plötzlich ist da wieder diese Stimme.

«Das da ...» Er zupft grinsend an meinem Pony. «Ist auch ein wenig wie eine Gardine.»

«Wie bitte?», sage ich gespielt empört. «Mein Pony ist doch keine Gardine.»

«Eine sehr hübsche Gardine», entgegnet er und hebt die Hände. Und dann legt er sie um meine Hüften, einfach so. Drückt mich sanft gegen die Wand mit dem winzigen Fenster, sodass ich mit dem linken Fuß gegen etwas stoße und es klirrend umfällt. «Der Blumentopf ... Ich ...», murmele ich, aber da ist sein Mund schon auf meinem.

Nicht der richtige Ort, nicht die richtige Zeit für erotische Phantasien, denke ich und taste noch einmal nach meiner Stirn. Das ist doch wohl alles ein dummer Scherz. Ich will hier nicht sein. Ich muss weg hier.

Zuerst merke ich gar nicht, dass ich plötzlich laut schreie. Erst als sich meine beiden vermeintlichen Retter über mich beugen, mich wieder auf die Trage drücken, das Gold um mich zurechtziehen und mir eine Spritze geben, wird mir klar, dass ich panisch hyperventiliere. Aber die Welt dreht sich um mich herum und will irgendwie nicht an der richtigen Stelle einrasten. Sie wirbelt einfach weiter, viel zu schnell, und lässt sich nicht mehr stoppen.

Kapitel 2

«Teresa, wir sind alle da.»

Die Stimmen um mich herum klingen so vertraut, dass ich mich am liebsten von ihnen einwickeln lassen würde. Ich fühle mich ein bisschen wie an Weihnachten, nur der Plätzchenenduft fehlt. Es riecht mehr nach Frühjahrsputz und Essigreiniger. Und eigentlich war doch auch gerade noch Sommer, oder? Vielleicht habe ich das schon wieder laut gesagt. Denn jemand lacht, laut und kernig, es ist ein Mann, den ich schon sehr lange kenne. Vielleicht mein Vater. Nein, die Stimme ist zu jung, um mein Vater zu sein. Viel zu jung. Das ist ... Ich weiß doch, wer das ist. Nur sein Name will mir nicht einfallen. Alles ist so schwer. Ich will die Augen zumachen, da merke ich, dass ich sie längst geschlossen habe.

Der Mann lächelt. Er hat so wunderschöne Augen und diese braunen Haare, die ihm immer wieder in die Stirn fallen. «Du hast da was ...», sage ich und strecke die Hand nach seiner Schläfe aus. Er nimmt seine Hand zur gleichen Zeit hoch, und unsere Fingerspitzen berühren sich. Nur ganz leicht. Mein Herz setzt einen Takt aus und poltert dann unbeholfen wieder munter drauflos.

«Öl!», antwortet er und reibt sich die Stirn. «Entschuldige. Mir ist was total Blödes passiert. Ich hab mich ausgesperrt ... Also, ich wollte noch duschen und mir was Anständiges anziehen, aber dann ist mir die Wohnungstür ins Schloss gefallen, und das war's dann ...» Er lacht. «Sorry für den Aufzug.»

Das T-Shirt sieht nicht so aus, als wäre es seins. Dafür ist es ein bis zwei Nummern zu groß. Er zupft am Saum, als wäre ihm das schlichte schwarze Teil mit der weißen Aufschrift «Nevermind» peinlich. Muss es aber ganz bestimmt nicht. Ich mag es und hoffe, dass etwas «Anständiges» unter normalen Umständen nicht bedeutet, dass er zum Stehkragenhemdträger geworden ist.

«Mir gefällt's», antworte ich. «Wirklich.»

«Ich wollte nicht zu spät kommen. Am Ende bist du weg, und wir verpassen uns wieder um Jahre.»

«Das wäre tragisch!»

Jetzt schaffe ich es, die Augen aufzumachen. Ich blicke in eine Reihe von Gesichtern. Doch, das ist mein Vater. Aber er hat kein Öl im Gesicht.

«Tragisch ...», murmele ich. «Wer hat das gesagt?» Ich schaue fragend in die Runde. Aber niemand antwortet. Gespenstisches Schweigen legt sich über den Raum. Ich muss an die Fische denken und den Sanitäter. Und sofort ist die Angst wieder da.

«Ganz ruhig, Teresa. Sie haben dir ein Beruhigungsmittel gegeben. Es ist alles gut. Wir sind ja da.»

Dann höre ich eine zweite Frauenstimme: «Tu mir das nicht an. Nicht auch noch du!»

Ich blinzele und will die Augen nicht mehr schließen.

«Wer bist du?» Ich krächze die Worte mehr, als dass ich wirklich rede. Da ist was in meinem Hals, das schmerzt. Und vor mir – nein, über mir – ist plötzlich viel zu nah das Gesicht meiner Schwester Sophie. Es ist ihre Stimme, ihre Nase, aber nicht ihre Frisur, und ihre Lippen scheinen das auch nicht zu sein. Sie ist ungeschminkt und hat dicke Ringe um ihre Augen. Wie ein Waschbär aus dem Zoo. Der Vergleich kratzt mir im Hals und will ein nervöses Lachen werden, was ich zum Glück verhindern kann.

«Oh Gott, sie erkennt uns nicht!», seufzt die Stimme aus diesem Sophie-ähnlichen Körper.

«Dich erkennt sie nicht», sagt jemand, und ich versuche, den Kopf zu drehen, aber er tut so furchtbar weh, dass ich es sofort wieder aufgebe. «Mich wird sie wohl erkennen.»

Das Sophie-Gesicht verschwindet und macht Platz für blau-blonde Haarsträhnen, die so nahe auf mich herunterbaumeln, dass sie meine Wangen kitzeln. Das gleiche Blau findet sich auf den Augenlidern wieder, und die Frau hat recht: Wie könnte ich sie nicht erkennen? Das ist meine Mutter. Von so nah habe ich sie allerdings lange nicht gesehen. Sie trägt einen anderen Lippenstift als sonst und sieht irgendwie alt aus. Und das goldene Kleid spannt sich viel zu eng um ihre üppige Oberweite. Ausgerechnet Gold, ich möchte kichern, aber da kommt nichts.

«Mama», sage ich stattdessen, und sofort kommt das Gesicht noch näher und drückt mir feuchte Küsse auf Wangen und Stirn. Dann wird es weggezogen.

Ich will die Augen wieder schließen, weil mir schwindelig wird, aber jemand hält mich davon ab. Es ist Sophie. Was auch immer sie mit ihren Haaren und ihrem Gesicht gemacht hat.

«Du bleibst da», sagt sie bestimmt. «Du gehst nicht weg, hörst du.»

Erst jetzt wird mir bewusst, dass ich nicht auf einer Pritsche liege, sondern auf einem Bett. Einem richtig bequemen Bett, das folglich nicht meines sein kann. Sophie und ich wollen uns schon ewig neue Matratzen kaufen, aber es gibt immer Dinge, die irgendwie wichtiger sind.

«Warum erkennst du mich nicht?», fragt Sophie viel zu laut. Es klirrt in meinen Ohren und mischt sich mit einem seltsamen Surren, das mich an etwas erinnert.

«War ich in einer Maschine?»

«In einem Computertopographen», antwortet mein Vater.

«Tomograph», korrigiert meine Mutter.

Ich seufze erleichtert. Alles beim Alten.

«Na, jedenfalls ist alles dran», sagt mein Vater. «Keine Sorge, Schnäuzchen. Du hattest großes Glück.» Es ist seltsam befremdlich, dass er diesen alten Kosenamen verwendet. Vorsichtig setzt er sich neben mich aufs Bett. Es knarzt kurz, und wir grinsen uns einen Moment lang an.

«Erkennst du mich wirklich nicht?», fragt Sophie noch einmal.

Ich drehe mich vorsichtig zu ihr. Sie lehnt jetzt am Fensterbrett und hat sich mit den Händen auf der Heizung davor abgestützt.

«Was hast du mit deinen Haaren gemacht?» Sophies hübsche lange Haare sind raschelkurz und liegen flach an ihrem Kopf an. Es sieht schön aus, es steht ihr, aber es macht mir aus irgendeinem Grund auch Angst.

«Was hast du nur immer mit Haaren?», fragt meine Mutter. «Als du noch nicht wach warst, hast du auch die ganze Zeit etwas von Haaren gemurmelt.»

Sie fängt sich einen bösen Blick von Papa ein. Das mit den bösen Blicken kenne ich schon, die scharfe Stimme dazu nicht. «Kannst du dir das nicht denken, Edda», zischt er.

Ich ignoriere ihr Gezanke und deute auf meine Schwester. «Du bist Sophie, meine zweitälteste Schwester, die letzte Woche durchs Physikum gerasselt ist, aber nur, weil sie eine faule Socke ist. Außerdem bist du der nervigste, unordentlichste Mensch, den ich kenne.»

Sophie nickt langsam, aber sie lächelt nicht. Dabei lächelt sie eigentlich immer, wenn ich solche Dinge sage. Ich bin nicht gut darin, die richtigen Worte zu finden. Ich gehöre zu den Leuten, die auch auf einem Fußballfeld zielsicher in ein stecknadelgroßes Fettnäpfchen treten. Ach was, treten, ich wälze mich darin. Ständig sage ich meine Meinung. Zu laut, zu ehrlich, zu detailliert. Aber Sophie stört sich für gewöhnlich nicht daran.